

Expedition in den Hinterhof Israels

Erkenntnisse auf abgelegenen Pfaden: Was eine Gruppe junger Menschen aus Amerika an jenen Orten erlebt, an denen Juden gehasst werden

Von Thorsten Schmitz

Bethlehem, 23. April – Die Reise in die andere Welt beginnt bereits im Frühstückssaal des Jerusalem Hotels, morgens um halb sieben. Die schlichte Herberge gegenüber vom Damaskus-Tor befindet sich im Osten Jerusalems, wo 200 000 Palästinenser leben. In der Regel betreten Juden den Osten Jerusalems nicht, es sei denn, sie sind Siedler. Oder Abenteuer, wie die sechs Männer und Frauen, die an diesem Wintermorgen an ihren Milchkaffees nippen und Croissants essen. Im Frühstückssaal sind sie die einzigen Juden. An den Tischen um sie herum wird Arabisch gesprochen. Sie alle kommen aus den USA und waren noch nie in ihrem Leben im Osten Jerusalems. Von ihren Eltern und ihren Rabbinern haben sie gelernt, Jerusalem dürfe nicht geteilt werden. Allerdings, gibt der 21 Jahre alte Joshua Gensler-Steinberg aus New York zu, „haben meine Eltern den Osten noch nie besucht“.

Der Schlaf steckt den Touristen aus Amerika noch in den Augen. Sie wollen nicht zur Klagemauer oder ans Tote Meer, sondern sind entschlossen, in den kommenden sechs Tagen auf abgelegenen Pfaden zu wandeln. Manche sind schon seit fünf Uhr wach, weil sie vom ersten Gebetsruf des Muezzins geweckt wurden, andere haben im Dämmerzustand Fragen aufgehäuft. Joshua konnte schon seit halb fünf kein Auge mehr zutun: „Ich bin einfach aufgeregt.“ Im spartanischen Frühstücksraum können die amerikanischen Juden drängende Fragen loswerden. „Wen treffen wir in dem Flüchtlingscamp?“ – „Wie weit ist es entfernt von hier?“ – „Müssen wir an den Checkpoints unsere Pässe vorzeigen?“ – Rede und Antwort stehen die beiden Reiseführerinnen Dunja Alwan und Hanah Mermelstein, zwei Jüdinnen aus den USA, Chefinnen einer alternativen Studententour mit dem witzigen Namen „Birthright unplugged“.

Den Namen haben sie von „Birthright Israel“ übernommen – und der Nahost-Realität angepasst. Seit sieben Jahren führt die Organisation „Birthright Israel“ jedes Jahr 12 000 junge amerikanische Juden nach Israel, um ihnen Israel schmackhaft zu machen. Zu den auch von der israelischen Regierung gesponserten Touren melden sich jedes Jahr

mehr Jugendliche an als Plätze zur Verfügung stehen. Die Zehn-Tage-Trips in klimatisierten High-Tech-Bussen nach Jerusalem, ans Tote Meer und in die Party-Hauptstadt Tel Aviv sind auch deshalb attraktiv, weil sie die Teilnehmer keinen Cent kosten. Dafür bekommen sie ein sauberes Israel präsentiert, das nicht in den Nachrichten auftaucht. Es ist ein Israel ohne Nahost-Konflikt, also ohne Palästinenser.

„Birthright unplugged“ dagegen ist das bewusstseinsweiternde Gegenprogramm, das auch Nicht-Juden offen steht. Die Sechs-Tage-Tour mit Dunja Alwan und Hanah Mermelstein kostet Geld (350 US-Dollar, inklusive Logis und warmen Mahlzeiten), ist nicht ganz ungefährlich, und von Spaß kann auch keine Rede sein. Zweimal im Jahr, im Winter und im Sommer, führen die beiden Menschenrechtsaktivistinnen junge Juden aus Amerika an jene Orte, in denen Juden nicht gemocht oder gehasst werden: in die Palästinensergebiete. Ihre Reisen beginnen im Osten Jerusalems, führen nach Bethlehem und in das palästinensische Flüchtlingslager Daheische, nach Hebron und Ramallah, also an Plätze jenseits der grünen Grenze. Sie fahren mit palästinensischen Sammeltaxis über holprige Landstraßen, übermachten bei palästinensischen Großfamilien, führen Gespräche mit palästinensischen Muslimen. „Birthright unplugged“ zeigt den Hinterhof Israels: die Besatzung und ihre Folgen. Dunja Alwan sagt: „Man kann nicht einfach in Israel sein und nur Party machen. Wir wollen die Augen öffnen und das andere Israel zeigen.“

Deprimierender Zwischenfall

Nach dem Frühstück bricht die Truppe auf, mit wachem Blick bleiben die sechs Juden aus Amerika dicht beisammen und erreichen das hektische Zentrum von Ost-Jerusalem, wo sie ein Sammeltaxi besteigen. Im Radio singt sich eine arabische Sängerin die Seele aus dem Leib, Frauen mit Plastiktüten und Goldzähnen quetschen sich durch den schmalen Gang, ein palästinensischer Bauarbeiter will wissen, wo die Reisegruppe herkommt. „Amerika“, sagt Joshua Gensler-Steinberg und unterschlägt bewusst seine jüdische Herkunft. Seine Eltern, sagt er auf der Fahrt nach Bethlehem, „hatten so große Angst um

mich, dass sie darauf bestanden haben, mit Dunja und Hanah zu telefonieren“.

Vorbei an jüdischen Siedlungen und Kontrollpunkten der israelischen Armee rast das Taxi ins Westjordanland. Als es am Eingang von Bethlehem hält, verstummt die Gruppe. Die Mauer hat den Alternativ-Touristen die Sprache verschlagen. Acht Meter hohe Betonquader versperren den Blick auf Bethlehem. Der Kontrollpunkt der israelischen Armee sieht aus wie ein internationaler Grenzübergang. Die Passage sei wie auf einem Flughafen, sagt Alisa Klein aus Northampton, Massachusetts, die nicht zum ersten Mal in Israel ist, aber zum ersten Mal auf Palästinensergebiet. Taschen und Mäntel werden durchleuchtet, Pässe müssen gezeigt werden, der Weg führt durch mehrere Schleusen und Dreh Türen, bis die Reisenden aus Amerika auf der anderen Seite des Walls stehen. Auf der Seite der Palästinenser.

Die Gruppe wird Zeuge eines deprimierenden Zwischenfalls. Eine junge Palästinenserin weint und stampft mit den Schuhen auf dem Asphalt auf. Sie schreit die israelischen Soldaten auf Hebräisch an, sie müsse nach Israel, ins Krankenhaus. Sie

zeigt ein Formular. Die Soldaten verziehen keine Miene, rauchen, schauen einander an und an der Frau vorbei. Die Frau brüllt noch ein paar Minuten, dann läuft sie im Eilschritt an ihnen vorbei. Einer holt ein Walkie-Talkie aus der Tasche und warnt die Grenzsoldaten vor der aufgeregten Palästinenserin: „Passt auf!“

Noa Mandel hat von dem kleinen Drama Fotos und Notizen gemacht. Überhaupt ist sie die ganze Zeit damit beschäftigt, die Reise in die fremde Welt auf den Chip ihrer Digitalkamera zu speichern. Sie fotografiert die Mauer aus allen Winkeln, die Wachtürme, aber auch den palästinensischen Taxifahrer. „Mein Israel-Bild“, sagt die 20-jährige Studentin aus Sacramento, Kalifornien, „bestand bislang aus Besuchen an der Klagemauer, Pessach feiern und an den Strand gehen in Tel Aviv.“ Dass sie jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben auf palästinensischem Boden steht, hat sie ihrem Vater zu verdanken. Der hatte sie auf „Birthright unplugged“ aufmerksam gemacht und sie zu dem Trip überredet. „Erst wollte ich nicht. Ich hatte auch Angst. Man kennt ja die Bilder aus dem Fernsehen und den Hass auf Juden.“ Sie sei jetzt froh, die

Angst überwunden zu haben. Eine halbe Stunde später klickt ihr ein Palästinenserjunge im Flüchtlingslager Daheische einen Ball zu, und die beiden beginnen, Fußball zu spielen. Einfach so. In Sacramento leitet Noa eine Jugendgruppe in der jüdischen Gemeinde, manchmal spielen sie dort auch Fußball. Ihre Fotos, sagt sie, will sie in ein Album kleben und herumreichen. „Die sollen mal sehen, wie es hinter der Mauer aussieht.“

Über den Alltag jenseits von Israel erfahren die jüdischen Amerikaner in den sechs Tagen mehr, als sie verarbeiten können. Noa notiert sich Eindrücke und Gesprächsauszüge in ihrem Stenoblock, sie sagt: „Ich hatte ja keine Ahnung! Ich bin ganz klassisch jüdisch aufgewachsen. Mit Geschichten von Israel, aber ohne die Palästinenser.“ Auch Joshua fotografiert die Palästinensergebiete noch nicht zu einer Einschätzung fähig: „Ich bin noch am Verarbeiten.“

Im Gespräch mit Dschihad Ramada werden die wissensdurstigen Touristen ihre Fragen los. Ramada ist 23 Jahre alt, gelt sein Haar zurück und trägt eine Kette mit Che Guevaras Konterfei. Er sitzt

in einem Kulturzentrum im Flüchtlingslager von Daheische, nahe Bethlehem, und soll die sechs Männer und Frauen auf den Spaziergang durch die engen Lagergassen vorbereiten. Er beginnt mit Humor. „Darf ich rauchen?“, fragt er höflich, und als er ein sechsfaches Kopfnicken erhält, grinst er: „Nice Americans . . .“ Ramada berichtet vom trostlosen Alltag der Flüchtlingspalästinenser, von der Stärke der Hamas und wie sie mit ihren Suppenküchen und Gratis-Kindergärten die arme Bevölkerung an sich binde. Dann breitet er seine Sicht der Dinge aus, spricht von der „Katastrophe“, als im Mai 1948 der Staat Israel gegründet wurde, und schlägt einen Bogen bis heute mit einer Entschuldigung an die Gäste aus den Vereinigten Staaten: „Sorry, aber mit euren Steuergeldern wird die israelische Armee mitfinanziert – und auch die Mauer.“ Hinterher wird Joshua sagen, dass ihm die Ansichten von Dschihad Ramada „zu einseitig“ gewesen seien. Aber „überraschend nett“ sei es außerdem gewesen, mit einem Palästinenser zu reden: „Der hatte einen richtig guten Humor.“

Wünsche für die Zukunft

Bei ihrer Tour durchs Lager kommen die Amerikaner an Häusern vorbei, die von israelischen Kampfflugzeugen zu Ruinen bombardiert wurden, an Holzhütten, in denen Großfamilien mit ihren Ziegen und Hühnern leben, werden in einen Kindergarten geführt, in dem die Kinder ihre Winterjacken tragen, weil es dort keine Heizung gibt, und dürfen ein Theaterstück sehen, in dem jugendliche Palästinenser sich als israelische Soldaten ausgeben und die Intifada nachspielen.

Am Ende dieses Tages führt sie ein Sozialarbeiter in das Tiefgeschoss eines unfertigen Hauses in Daheische, das von Jugendlichen als Probenraum für ihren Zirkus genutzt wird. Die muslimischen Kinder hatten von den ungewöhnlichen jüdischen Besuchern gehört – und wollten ihnen unbedingt eine Vorführung spendieren. So sitzen also die sechs Amerikaner auf einer Holzbank, es staubt und ist feucht und klamm, aber die Palästinenserkinder spielen und fahren Einnrad, als ginge es um ihr Leben. Sie jonglieren und führen Zauberkünste vor, sie springen Salto auf dem Betonfußboden und ziehen Grimassen. Am Schluss verbeugen sie sich artig und geben jedem Besucher die Hand. Einem Jugendlichen stellt Noa Mandel die Frage: „Was wünschst du dir für die Zukunft?“ Und statt einer Antwort, überrascht er sie mit einer Gegenfrage: „Was glaubst du?“



„Man kann nicht einfach in Israel sein und nur Party machen. Wir wollen die Augen öffnen und das andere Israel zeigen.“ Dunja Alwan, eine der beiden Reiseführerinnen, mit der Gruppe vor der Mauer in Bethlehem. Foto: Nir Tiomkin